

weist uns auf die kommenden Zeiten der Verwirrung. Diese Mischung von religiösem Eifer und grobem Eigennutz, von fürstlichem Selbstgefühl und söldnerischer Geldgier, von französischer Mode und deutscher Grobheit, vor Allem dieses politische Grosstun ohne reale Macht, das sind die Kennzeichen eines fürstlichen Proletariats, das vereinzelt schon im 16. Jahrhundert auftritt, beim Ausbruch des grossen Kriegs aber eine Zeitlang die Heldenrollen übernimmt. Dabei mag manch gesunder politischer Gedanke, manch ritterlicher oder sogar patriotischer Zug mitunterlaufen, den Grundton bildet doch stets der Egoismus einer unbefriedigten, emporstrebenden Persönlichkeit. Vor den äussersten Consequenzen solchen Treibens ist Johann Casimir mehr durch Glück als durch eigne Klugheit bewahrt geblieben. Ein langjähriger Vertrauter des Pfalzgrafen drückt dies nicht ohne Stolz mit den Worten aus: „In Summa, es ging uns fast, wie man saget: Nos contra omnes et omnes contra nos. Unser Herr Gott aber erhielt uns.“ Der so spricht, war der beste von den neuen Ratgebern, die, mit einer ernstlichen Unionspolitik nicht zufrieden, den allzulenksamen Pfalzgrafen mehr als einmal zu einem ebenso gewissenlosen wie gefährlichen politischen Spiel verleitet haben. Johann Casimir selbst wird besser als durch manche ausführliche Charakteristik gezeichnet durch die spöttisch hingeworfene Frage eines französischen Pamphlets: „Est-ce pas un cadet d’Alemagne?“¹⁾

II. Johann Casimirs erster französischer Feldzug 1567/68.

Als Kurfürst Friedrich von Amberg heimkehrte, war die Reichsexekution gegen den geächteten Sachsenherzog im vollen Gang und ganz Deutschland von unheimlicher Bewegung und Beängstigung erfasst. Da und dort wurde gerüstet; man sprach von einer grossen Adelsverschwörung, von französischen, lothringischen, schwedischen Angriffsplänen, von Absichten Spaniens auf die römische Königs-

1) *Advertissement des catholiques anglois aux François catholiques* 1586 (s. l.) p. 125. Eine herbe, aber zutreffende Charakteristik Johann Casimirs bei Thuanus CIV. 7.

krone.⁴⁾ Wenn aber insbesondere die Heidelberger ängstlich in die Zukunft blickten, so waren sie hiezu durch eine Reihe von Anzeichen deutlich genug aufgefordert. Allerdings hatten die protestantischen Mitstände die fernere Verfolgung der bedenklichen pfälzischen Bekenntnisfrage so ziemlich fallen lassen; auf dem Erfurter Tag (September 1566), der die weitere dogmatische Auseinandersetzung zwischen Heidelbergern und Lutheranern regeln sollte, war dieselbe zunächst verschoben worden. Aber die Haltung des Kaisers und Wolfgangs in der oberpfälzischen Sache liess keinen Zweifel darüber, dass Friedrich von Seiten seiner Hauptgegner immer noch das Schlimmste befürchten durfte. So loyal der Kurfürst sich wiederholt gegen kaiserliche Gesandte aussprach, so bereitwillig er auf einen neuen Reichstag einging und den Kaiser seiner guten und gehorsamen Gesinnung versichern liess, sein Verhältniss zum Reichsoberhaupt blieb doch ein höchst gespanntes. Friedrich trug übrigens das Seinige dazu bei, indem er, wie ein kaiserlicher Rat erzählt, nach dem glatten Verlauf einer Audienz in *privato colloquio* so „grob“ redete, dass es brieflich nicht zu wiederholen sei. Seine Mahnung an den Kaiser, mehr in der Bibel zu lesen und die Abgötterei abzutun, war auch nicht geeignet die Stimmung zu verbessern. In der Tat wagte ein anderer kaiser-

1) Wenn in einem Heidelberger Ratsprotokoll vom 8. April 1567 u. a. das Gerücht erwähnt wird, „das Spanien suchte romischer kunig zu werden“ (Mb. 95/4), so geben uns hierüber die Berichte des venezianischen Gesandten Giov. Michiel vom Kaiserhof nähere Auskunft; als seine Quelle nennt er freilich die „cameriera maggiore“ der Kaiserin. Am 6. August 1567 schreibt er dem Dogen, die Sendung des Herrn Luis Venegas (der in Sachen der Niederlande sowie der Verlobung zweier Töchter des Kaisers mit dem König von Portugal und dem spanischen Infanten nach Wien abgefertigt war) beziehe sich eigentlich vor Allem darauf, „che il re cattolico ricerca con grande instantia, prima che si effettui il matrimonio della principessa Anna nel principe Carlo — d'esser eletto re di Romani.“ Dann kommt er am 13. November auf diese Sache zurück und berichtet, der Kaiser habe sich jetzt entschlossen „di condiscendere a satisfare al re di Spagna nell' eletteione del re de' Romani, ma non della persona sua, ma in quella del principe Carlo suo figliuolo“; er wolle desshalb mit Sachsen und Brandenburg in Prag zusammentreffen, Pfalz durch den Herzog von Baiern zu gewinnen suchen; auf die geistlichen Kff. glaube man mit Zuhülfenahme von Geld rechnen zu können. (Ven. Copp.) Sollte diese Angabe richtig sein, so musste in Spanien jedenfalls bei dem Zustand des Infanten der kaiserliche Vorschlag den Eindruck einer Ablehnung machen.

licher Gesandter in Amberg öffentlich zu drohen, der Kurfürst solle sich an seinem Tochtermann Johann Friedrich ein warnendes Beispiel nehmen. Christoph von Württemberg teilte vertraulich mit, der Kaiser sei gegen Pfalz sehr ungnädig gesinnt; auf dem Regensburger Reichstag liessen sich im Fürstenrat Stimmen vernehmen, es sei nach der Gothaischen noch eine andere Exekution vorhanden.¹⁾

Die kurpfälzischen Räte befolgten hier und da die Taktik, ihre Besorgnisse hinter einem zuversichtlichen Auftreten zu verbergen; so hatten sie in Erfurt geäussert dass, wenn auch ihr Bekenntniss verdammt würde, „ihrem Herrn damit nicht sehr warm gemacht.“ Aber die Rüstungen, die im Frühjahr 1567 Pfalzgraf Wolfgang betrieb, liessen die Gefahr doch gar zu nahe und drohend erscheinen. Die Behauptung, der Pfalzgraf wolle als spanischer Pensionär gegen die Niederländer ziehen, fand nirgends rechten Glauben; Friedrich hielt es für geraten, seinerseits Kriegersleute in Bestallung zu nehmen, den Kurfürsten August zu verständigen und den Kaiser durch eine Gesandtschaft von den ihm fortwährend zukommenden Bedrohungen zu unterrichten. Er bekam wirklich aus Wien die beruhigendsten und freundlichsten Versicherungen und Wolfgangs kriegerische Haltung erregte auch bei den Katholischen, namentlich in Baiern solchen Anstoss, dass der Kaiser hier gleichfalls beschwichtigen und zurückhalten musste; Herzog Albrecht hatte einmal bereits die bairische Ritterschaft aufgemahnt.²⁾ Wenn aber die pfälzischen Gesandten am kaiserlichen Hofe selbst bei Leuten wie Zasius die beste Aufnahme fanden und sogar die Vorgänge des Augsburger Reichstags

1) Vgl. die Schreiben der kais. Räte Dr. Jung (Neumarkt 25. Dez. 1566, Ma. 229/9 f. 199 ff.) und Dr. Hegenmüller (Münsterhausen 22. Febr. 1567, Ma. 229/11 f. 84) an Albrecht von Baiern; Kl. II, 12; 38 ff. Der Verf. für Grumbach und Johann Friedrich günstigen „Grabschrift“ beruft sich auf ein Schr. des Pf. Wolfgang, worin derselbe nach der Einnahme von Gotha (dem Kf. von Sachsen?) geraten habe, die Truppen beisammen zu behalten und sofort gegen die „Ketzer“ zu wenden; „dazu wolt er sein Beistand thun.“ (Deutsches Museum, Leipzig. 1779, II, 466).

2) Kl. II, 23 ff.; Fr. p. 470; ausserdem Schr. der bairischen Agenten Hegenmüller (2. Februar 1567, Ma. 229/11 f. 75), Viehauser (9. April Ma. 230/3 f. 34, er sagt u. a. „a partibus D. Palatini wierdet allerlai füergeben von grosser hilf, solte sich König Philipp zue weit hinaus lassen“), Zasius (8. Juni u. 28. Nov., Ma. 228/12); ferner Schr. eines Jean Philot an Kf. Friedrich, 16. Mai 1567 (Mb. 90/12 f. 36). Spanien hatte die Dienste des Pf. Wolfgang schon im März 1567 abgelehnt, Reiffenberg. Corresp. de Marguerite p. 223.

entschuldigend auf fremde Einwirkungen zurückgeführt wurden,¹⁾ so war diese ganz veränderte Sprache nichts weniger als aufrichtig. Denn Maximilians Gesinnung gegen Friedrich war, wie sich kurz darauf wieder zeigte, die nämliche geblieben und sie erhielt jetzt neue Nahrung durch die Verbreitung antikaiserlicher Pamphlete in Heidelberg, sowie durch Friedrichs Stellung zu den niederländischen und französischen Unruhen.

Denn bei all diesem gegenseitigen Misstrauen der deutschen Religionsparteien bilden stets die auswärtigen Verhältnisse den bedeutsamen Hintergrund. Hatte schon die Zusammenkunft des französischen Hofes mit dem spanischen zu Bayonne (Juni 1565) viel Gerede verursacht, so musste das gewaltsame Vorgehen Spaniens gegen die Niederländer im ganzen Reich die Gemüter tief aufregen. Nur die äusserste politische Kurzsichtigkeit konnte sich der Erkenntniss verschliessen, dass ein entscheidender Sieg der ausländischen Katholiken oder Evangelischen den deutschen Religionsfrieden mitberühren und ihn, unfertig wie er war, entweder ganz vernichten oder mindestens einseitig umgestalten musste. Bei solcher Stimmung fanden abenteuerliche Gerüchte und tendenziöse Erfindungen, wie jene „Zeitungen“ von grossen Ausrottungsbündnissen der Päpstlichen oder der Protestanten, nur zu leicht Verbreitung und Glauben. Selbst ein so vorsichtiger Politiker wie August von Sachsen konnte sich der Vermutung einer förmlichen papistischen Verschwörung auf die Dauer nicht ganz entziehen. Diese Erdichtungen enthielten auch insofern einen wahren Kern, als sie die vielfach vorhandene Neigung zu politisch-religiösen Allianzen, die Beschäftigung mit mehr oder weniger möglichen Combinationen widerspiegelten. Dabei erscheinen an der Spitze der deutschen Parteien nicht, wie man erwarten sollte, der Kaiser und Kursachsen, sondern die beiden wittelsbachischen Häupter, Baiern und Kurpfalz. Fast in allen den Darstellungen, die von der bevorstehenden Exekution des Trientiner Concils handeln, wird als das erste deutsche Opfer der päpstlichen Reaktion Kurfürst Friedrich bezeichnet. Dass man aber beim pfälzischen Calvinismus nicht stehen bleiben würde, davon suchten wieder die Pfälzer ihre lutherischen Mitstände zu überzeugen. Hatte doch der Kaiser selbst zu Augsburg die Aeusserung fallen lassen,

1) Kl. II, 28/9. Der Verfasser der in Heidelberg nachgedruckten „Nachtigall“, der ebd. 26 A. 1. als unbekannt bezeichnet wird, war der vormalige Heidelberger Prediger Klebitz; vgl. Koch, Quellen II, 7 ff. 165/6; Ortloff IV, 326.

die A. C. Verwandten sollten zusammenhalten, sonst würden sie bald zerrissen wie ein Hasenbalg.¹⁾ Und von allen religiösen Motiven abgesehen war man längst daran gewöhnt Deutschland als das Objekt der ehrgeizigen Staatskunst Spaniens und Frankreichs zu betrachten; Friedrich hegte den Verdacht, die beiden mächtigen Rivalen hätten bereits ihre Teilung über das Reich gemacht. Die schmachvollen Dienstverhältnisse, die eine Reihe deutscher Fürsten und Herren mit den ausländischen Kronen verbanden, untergruben das gegenseitige Vertrauen der Stände fast ebenso sehr wie die religiöse Zwietracht; wer nicht offen Pension bezog, dem sagte man es wenigstens insgeheim nach, ein Schicksal, dem sogar Kaiser Maximilian nicht entgangen ist.²⁾

Tatsächlich hatten Frankreich und Spanien zwar nicht das Reich unter sich geteilt, wohl aber die Sympathien der Reichsstände. Nicht auf das Einverständnis, sondern auf den Gegensatz der beiden Mächte bezog sich gerade jene Flugschrift „von der verborgenen Bündniss“, die zweifellos französischen Ursprungs und auf die gleichzeitigen Verhandlungen mit den deutschen Protestanten berechnet ist.³⁾ Schon im Frühjahr 1567 liess die französische Regierung den Vorschlag einer Conföderation an ein paar evangelische Fürsten

1) Kl. II, 69. Nach dem Fehlschlagen des Plans gegen Friedrich hatte damals der Kaiser sogar vertraulich an Baiern geschrieben, damit sei die Umwandlung des Luthertums in den Zwinglianismus bereits besiegelt; die Lutheraner seien ganz verblendet, „transeant cum ceteris erroribus, wiewol es zu grob ist“ (Kl. Fr. p. 255).

2) Vgl. den Brief Languets aus Paris vom 12. Dez. 1564 (Arc. III, 302).

3) Auszüge der „Verbündniss zu ussreitung der Hugenotten und Luterischen“ bei Koch II, 135—7 und Kl. II, 50/1. Ueber die wirkliche Absicht des Papstes, Spanien, Frankreich, den Kaiser und andere Fürsten zu einem Bund gegen die Türken zu vereinigen, sowie über Frankreichs Abneigung vgl. einen Br. Dietrichsteins aus Madrid vom 10. März 1567 bei Koch I, 180 ff. Die mündlichen Mitteilungen der französischen Abgesandten stimmten mit jenem Pamphlet überein, das auch in französischer Sprache umlief (Kl. II, 8 ff.; 52/3; 67 ff.; 87 ff.). Viehauser spricht am 9. April (s. o.) die Vermutung aus, dass die Nachtigall aus Heidelberg stamme und ebendaher „auch die confoederation Caesaris, regis et pontificis, so französisch gemacht, vielleicht umb minder verdachtg willen, kommen mag;“ doch möge vielleicht „der fromme, betruet und verwierte churfürst“ nicht viel Wissens darum haben. Koch (I, 134, 193) schreibt dagegen die Urheberschaft ohne Weiteres dem Kf. Friedrich zu!

gelangen und damit begründen, dass die zwischen dem Papst, Spanien und dem Kaiser wirklich projektirte Verbindung nicht, wie man vorgebe, gegen die Türken, sondern gegen den Protestantismus gerichtet sei. Anfänglich fanden diese Eröffnungen selbst in Heidelberg eine kühle Aufnahme; als aber ein Intercessionsversuch lutherischer Reichsfürsten in Brüssel geringschätzig zurückgewiesen und die Angst vor der spanischen Politik durch jene Zeitungen noch gesteigert worden war, da hielt es auch der erzlutherische Christoph von Württemberg für angezeigt, sich den Pfälzern wieder zu nähern und die französischen Anerbietungen ernstlich in Erwägung zu ziehen. In der That kamen Friedrich, Christoph und Karl von Baden auf einem Convent in Maulbronn (Juli 1567) zu Beschlüssen, die nichts Geringeres als eine förmliche Union sämmtlicher evangelischer Reichsstände und eine Verbindung derselben mit der Krone Frankreich bezweckten. Dieser Maulbronner Abschied, obgleich zunächst erfolglos, ist doch sehr bedeutsam als der erste Schritt einer Politik, die, auf die Verhältnisse vor dem Religionsfrieden zurückgreifend, in den folgenden Jahrzehnten unabweisbar stets von Neuem hervorgetreten und erst in den Stürmen des dreissigjährigen Kriegs zu Grabe getragen ist. Damals wie später stand die Entscheidung bei Kursachsen; schon seit ein paar Jahren suchten die Franzosen den Kurfürsten August zu gewinnen, indem sie ihm die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem jungen König Karl IX. in Aussicht stellten.¹⁾ August sah sich jedoch in Folge der Grumbächischen Händel genötigt dem Kaiser und Spanien keinen ernstlichen Anlass zur Unzufriedenheit zu geben. Er wies die Besorgnisse der drei Fürsten als unbegründet zurück und wusste namentlich Friedrichs Eifer dadurch abzukühlen, dass er an den Augsburger Reichstag und den kaum beschwichtigten confessionellen Hader in ihren eignen Reihen erinnerte.²⁾ Und kurz darauf wurde in Frankreich selbst durch die bewaffnete Erhebung der Hugenotten die Lage der Dinge völlig verändert.*

1) Ueber diesen (wohl nicht ernst gemeinten) Plan des französischen Hofs vgl. Cal. of State Papers 1564—65 p. 518; 1566—68 p. 69; Coleccion de documentos inéditos para la historia de España XXVIII, 429; 446,7; auch Ortloff III, 6 A.; Koch, Quellen I, 187/8 (irrig auf Johann Wilhelm von Sachsen bezogen); Languet Arc. I, 18.

2) Vgl. die treffliche Auseinandersetzung Ritter's im Archiv f. sächs. Gesch. N. F. V, 326 ff. (nur die Ansicht von der „Angriffslust“ des Kf. Friedrich, p. 331, vermag ich nicht zu teilen); ferner Kugler, Herz. Christoph II, 516 ff.

Die französische Regierung bekam jetzt selbst die Früchte ihrer gegen Spanien gerichteten Hetzereien zu kosten. Zwar die Mehrzahl der protestantischen Fürsten sah mit Ungunst auf das „rebellische“ Vorgehen der Hugenotten, aber für die Heidelberger Politiker war der Augenblick gekommen in dem grossen Kampf um das Evangelium ihre Rolle zu übernehmen. Kurfürst Friedrich musste nach allem Vorhergegangenen von selbst auf den Gedanken geraten, „dass die Glocken in Frankreich und den Niederlanden zusammenschlagen“, dass die Unterstützung der Hugenotten nicht nur „eine gottselige Sache“, sondern zugleich ein Akt der Notwehr sei. Jedenfalls wird Johann Casimir die Zustimmung des Vaters mit leichter Mühe erhalten haben, als er ihm mitteilte, er sei bereits Condé und seiner Partei gegenüber derart gebunden, dass er nicht mehr mit Ehren zurücktreten könne. Der junge Pfalzgraf war schon seit einiger Zeit in seinem Tatendrang kaum mehr zu bändigen; selbst Grumbach und Johann Friedrich hatten noch während der Belagerung von Gotha auf seinen Beistand gezählt und Kurfürst Friedrich musste ihm wenigstens versprechen, ihn künftig von einem „ehrlichen Zug“ nicht mehr abzuhalten.¹⁾ Neben der Sympathie für die fremden Glaubensgenossen und neben der Besorgniss vor der papistischen Reaktion mag auch Friedrich insgeheim dem Wunsch Raum gegeben haben, „filium gross zu machen.“ So dachte und äusserte sich wenigstens der bedeutendste Heidelberger Theolog Ursinus, der allerdings zu einer düstern Auffassung der Dinge neigte, aber die schwachen Seiten der neuen pfälzischen Politik sowie die Abhängigkeit des Kurfürsten von den jüngeren Räten ganz richtig erkannte. Uebrigens scheinen auch die hugenottischen Unterhändler schon im Anfang etwas misstrauisch geworden zu sein; sie fürchteten eine gar zu starke Hülfarmee und suchten die Werbungen einzuschränken, wogegen die Pfälzer bemerkten, sie müssten ja zugleich an ihre eigne Sicherheit denken.¹⁾

1) Kl. II, 121 ff.; 139; 149; über Johann Friedrichs Versuche und Hoffnungen, Johann Casimir für seine Sache zu gewinnen, Ortloff II, 28; III, 442. Noch im französischen Zug suchte einer der Aechter, Ernst von Mandelslohe, wiederholt mit J. C. in Verbindung zu treten, Lang. Arc. I, 35 ff. — Ueber einen Versuch Grumbachs (1564/5) den Bruder Friedrichs Pf. Georg von Simmern durch Vermittelung einer Heirat mit einer Schwester des Königs von Polen zu gewinnen, vgl. Ortloff II, 175/6.

2) Pfälz. Protokoll vom 21. Okt. 1567 (Ma. 544/6 f. 274; die Pfälzer ihrerseits finden die Franzosen nicht zuverlässig: „Nota, sie haben anfangs X^m reuter begert, auch Pfalz 40000 cronen angeboten, derselben

Drei Abgesandte des französischen Hofes bemühten sich vergebens, das pfälzische Unternehmen zu hintertreiben oder ins Stocken zu bringen, obwohl bei Friedrich allerdings wiederholt Bedenken aufstiegen. Der dritte Gesandte, Lansac, hatte sogar die Keckheit, sich dem Kurfürsten schriftlich dafür zu verbürgen, dass der König Gewissensfreiheit und gleiches Recht für beide Religionen bewilligen werde.¹⁾ Aber die Sendung des strengen Calvinisten Zuleger, der mit Lansac nach Paris ging, führte natürlich nur zu einer fruchtlosen Auseinandersetzung mit dem französischen Hof und zu einer noch genaueren Verständigung mit den Hugenottenführern. Lansac hatte dem jungen Pfalzgrafen selbst im Namen des Königs eine sehr bedeutende Summe angeboten; den Gesandten Zuleger suchten der König und seine Mutter persönlich zu bestechen.²⁾ Zu dieser naiven Gewissenlosigkeit der Pariser Hofkreise bildete das nicht minder naive alttestamentliche Gebahren der pfälzischen Staatsmänner einen seltsamen Kontrast. Ueber die religiöse Atmosphäre in Heidelberg und über die „unglaubliche Einfalt“ des Kurfürsten

zu brauchen, wie sie wolle. In dem schon gefelt.“ Ebd. f. 303 der pfälz. Anschlag eines „Nachzugs“, wofür 3000 Pferde und ein Regiment Knechte in Wartgeld zu nehmen wären. — Jener Condé'sche Gesandte, über dessen Persönlichkeit Kl. II, 147 A. 1 noch im Zweifel ist, war der Herr von Chastelier; vgl. Prinsterer I. 4, 82 * A. 1 und die Flugschrift: „Des printzen von Condé gesandten herrn Honorat von Chastellirs bericht — so er dem durchl. hochg. fürsten-herrn Friderichen Pfaltzgraven — in personlicher gegenwert der k. w. in Frankreich gesanten herrn von Lansacs erstlich müntlich gethan — den 4. Decembris anno 1567“ (mit versch. Beilagen, Bm.).

1) Vgl. ausser Kl. II, 109 ff. Kluckhohn, Zwei pfälz. Gesandtschaftsberichte, München 1870 (aus den Abh. der Akad. der Wiss. III. Cl. XI. 2); ferner die Berichte des frzö. Gesandten Bochetel, Bischof von Rennes, an Karl IX., vom 1. 12. 19. Nov. 1567 und 1. Febr. 1568, Pb. fonds français 15918), die namentlich die politische Unselbständigkeit Friedrichs stark betonen; über die Verhandlungen des Bischofs mit Württemberg Kugler II, 549 ff., dessen Ansicht, Friedrich sei durch den Gesandten nicht statzig gemacht worden (Anm. 19), durch die obigen Schreiben des Bischofs widerlegt wird.

2) Lang. Arc. I, 35; Kl. Zwei Gesandtschaftsberichte p. 19. In dem Anbringen Lansac's bei Johann Casimir heisst es zuletzt, der König und seine Mutter wollten dem Pfalzgrafen nicht nur das ihm von den Hugenotten gelieferte Geld, das von rechtswegen ihnen verfallen sei, zu seinem Gebrauch überlassen, sondern hätten auch befohlen, „e. f. gn. von desswegen, das sie allerlai unkosten von wegen dieser rüstung werden gehabt haben — hundert tausent franken anzupieten.“ (Ma. 544/6 f. 349).

konnte sich der eine jener königlichen Gesandten, der Bischof von Rennes, nicht genug verwundern. „Man antwortet mir nur mit Stellen aus der heiligen Schrift und mit Offenbarungen und mit der Kraft Gottes, den sie täglich um Erleuchtung anrufen, das Unternehmen zu verfolgen, wenn es gut, es aufzugeben, wenn es böse sei.“ Zuleger sorgte dafür, dass der französische Hof mit diesem herben und fremdartigen Wesen in unmittelbare Berührung kam; „der Herr im Himmel“, so sprach er zu Karl IX. und Katharina von Medici, „ist auch König auf Erden und J. Mt. haben keine Gewalt denn von ihm und sind sein Lieutenant in Frankreich; daher folgt, dass J. Mt. nicht Macht haben, ihren Untertanen zu wehren und zu verbieten, was ihnen Gott der oberste König gebeut; und wenn J. Mt. ihnen etwas wider dessen obersten König's Gebot verbieten, so folgt, dass die Untertanen nicht E. kgl. Mt., sondern Gott mehr zu gehorsamen schuldig sind; und da sie sich in solchem, was Gottes betrifft, E. Mt. widersetzen, können ihnen auch deutsche Fürsten wohl Hülfe tun.“

Die Abmahnungen des Kaisers, der ebenfalls einen Gesandten nach Heidelberg abfertigte, wurden so wenig beachtet wie die Lockungen und Drohungen der Franzosen und die gutgemeinten Warnungen protestantischer Reichsfürsten; doch unterliessen die Pfälzer nicht, bei den Procuratoren des Reichskammergerichtes anzufragen, ob denn ihr Unternehmen wirklich gegen den Buchstaben der Reichsconstitutionen verstosse.¹⁾ Ernstliche Hindernisse wurden auch von katholischer Seite nicht erhoben; die benachbarten geistlichen Fürsten waren froh, wenn die Kriegsfurie vorüberging, ohne sich auf ihre eignen Territorien zu werfen. Besonders förderlich aber war auch diesmal wieder die Haltung der kursächsischen Politik. Kurfürst August stimmte in die unbedingte Verurteilung Condé's und seiner „hochsträflichen Rebellion“ nicht ein; er würdigte den Einfluss der niederländischen Ereignisse auf die Stimmung der Hugenotten, versprach den Pfälzern seinen Schutz gegen etwaige Feindseligkeiten von päpstlicher Seite und begünstigte, unter Bezugnahme auf die deutsche Libertät, ganz offenkundig den Feldzug Johann Casimirs, dem er sogar seinen Glückwunsch sandte und ein Reitpferd zum Geschenk machte.²⁾

1) Viehauser an Dr. Simon Eck, Speier, 29. Dez. 1567 (Ma. 230/3 f. 39).

2) Die Bedeutung dieser Parteinahme Augusts für das fast überall verurteilte pfälzische Unternehmen scheint mir von Kl. (Fr. p. 326) etwas unterschätzt zu werden.

Noch im Dezember 1567 setzte sich die deutsche Hülfarmee, etwa 11000 Mann stark, in Marsch, nachdem sie in den zwei-brückischen Landen Pfalzgraf Wolfgangs fürchterlich gehaust hatte. Lothringen zitterte vor den wilden Schaaren; Alba selbst besorgte eine Diversion der hugenottisch-pfälzischen Streitkräfte gegen die Niederlande.¹⁾ Aber nach der glücklich herbeigeführten Vereinigung mit Condé ging der Zug durch Burgund in das Herz von Frankreich. Es war eine harte Probe, die der junge „Kriegsfürst“ zu bestehen hatte. Diese zuchtlosen Söldner, welche drohend Bezahlung forderten und überdies von feindlichen Agenten stark bearbeitet wurden, in den Strapazen eines Winterfeldzugs zusammenzuhalten, dazu gehörte jedenfalls ein gutes Teil militärischer Energie. Der gefährliche Geldmangel wurde aber nur durch die ausserordentliche Opferwilligkeit des hugenottischen Heers ausgeglichen, dessen völlige Niederlage freilich, ohne die deutsche Verstärkung zweifellos eingetreten wäre. Andererseits waren die grossen Schwierigkeiten, die fortwährend aus der Geldgier und mangelhaften Disziplin der Deutschen erwachsen, auch für die Hugenotten ein zum Frieden treibendes Moment. Sie bequerten sich, obwohl augenblicklich im Vorteil, zu dem Friedensschluss von Longjumeau (23. März 1568), der allerdings, wie sich sehr bald zeigte, nur einem vorübergehenden Stillstand gleichkam. Immerhin war die feste Hoffnung der päpstlichen Partei auf einen vernichtenden Entscheidungsschlag in Frankreich zunächst vereitelt.

Für den Pfalzgrafen aber wurde der Abschluss seines ersten Feldzugs zu einer Quelle von Verdriesslichkeiten. Seine wüste Soldateska, die Niemanden schonte, galt auch den französischen Protestanten nur als ein notwendiges Uebel; ihn selbst behandelte man, wie er noch später klagte, als einen jungen Kriegsmann, den man in allen politischen Fragen ganz bei Seite setzen dürfe. So geschah im Friedensvertrag der deutschen Bundesgenossen Condé's keine Erwähnung; die Nachzahlung des rückständigen Solds, die zum Teil der König, zum Teil die Hugenottenführer übernommen hatten, geriet immer wieder ins Stocken und ein ansehnlicher Rest

1) Viehauser a. a. O. hört, dass Lothringen neutral zu bleiben wünsche, „quod sibi non parum timeat ab offenso Casimiro.“ — Ueber Alba's Besorgnisse vgl. Gachard, *Corresp. de Philippe II*, I, 597; Bollweiler behauptete, Joh. Casimir wolle von Frankreich aus in die Niederlande ziehen und seinen Schwager Egmont befreien (Ma. 228/12). — Ein Bericht über die Verheerung des Zweibrückischen Gebiets Ma. 284/12 f. 12; das Entschuldigungsschr. Joh. Casimirs an Wolfgang, Lifou le petitt, 21. Jan. 1568, ebd. 544/7 f. 8.

blieb überhaupt stehen, um auf Jahrzehnte hinaus den Grundstock der stets anwachsenden pfälzischen Forderungen und damit die Ursache einer dauernden Spannung zwischen Frankreich und Pfalz zu bilden.¹⁾ Nicht nur mit den Vertretern des Hofes, auch mit Condé und Coligny gab es ärgerliche Szenen und selbst der unerschrockene Admiral trug nach einem Auftritt in Orleans Bedenken, seine Person weiterhin unter den wilden Gesellen des Pfälzers aufs Spiel zu setzen. Auf dem Rückmarsch wagten einmal ein paar betrunkene Offiziere sogar dem Pfalzgrafen in's Gesicht zu sagen, wenn man sie nicht endlich bezahle, würden die Reiter ihm und allen Befehlshabern einen Schimpf antun; übrigens wollten die Reiter bei ihm bleiben, bis sie bezahlt seien, fragten auch nichts nach der Acht. Das war eine unangenehme Mahnung an frühere Aeusserungen Johann Casimirs, er wolle seine Leute nicht verlassen, ehe sie das Ihrige bekommen hätten.²⁾

Der französische Hof war über die pfälzische Invasion und über den Zwang, seine Gegner auch noch mit schweren Geldopfern zu befriedigen, begreiflicher Weise sehr erbittert. Vergebens hatte er versucht, den Kurfürsten Friedrich durch lothringische Vermittlung zur Abberufung seines Sohns zu bestimmen, vergebens französisches Gold und verwirrende Gerüchte ins deutsche Lager ge-

1) Kl. II, 215 ff. Nach einer „Rechnung über den kurf. Pfalz Forderung an die Krone Frankreich“ vom 11. Mai 1599 waren damals noch vom Zug des J. 1568 ausständig 243610 fl. 5¹/₂ Batzen, ungerechnet die Zinsen (Mb. 301/14 f. 35). — Nicht ganz genau ist die Angabe bei Kl. II, 218, dass im Mai 1569 die letzte Zahlung von Seiten des Königs erfolgt sei. Vgl. Languet's Schreiben aus Strassburg vom 6. Juli (Arc. I, 105) und den Bericht über die Verhandlungen des kurpfälzischen Grosshofmeisters mit Johann Casimirs Offizieren vom 22. Juli (Ma. 544/9 f. 89 ff.) wonach die im Juli erfolgte Zahlung die letzteren keineswegs befriedigte; man beschloss ein ernstliches Schreiben an die Krone Frankreich zu richten und es bei den deutschen Kriegsleuten im kgl. wie im hugenottischen Lager bekannt zu machen, wie unbillig der König bisher die Zahlungen verzogen habe.

2) Vgl. Kl. II, 216; das citirte Schreiben Joh. Casimirs ist die Antwort auf ein Schreiben Coligny's vom 23. April (Ma. 544/7 f. 80, Or.); die Zusammenkunft beider fand dann zu Espoisse statt (ebd. f. 125). Schon im Januar hatten die geldgierigen Reiter den Admiral festnehmen wollen (Lang. Arc. I, 52). — Das „ungestüme“ Anbringen des Obersten Schönberg und seiner Rittmeister bei Joh. Casimir ereignete sich am 19. Mai (Ma. a. a. O. f. 195/6).

worfen.¹⁾ Als der Streit über die Rückstände sich einen Monat nach dem andern hinzog, dachte man schliesslich daran, sich der ungestümen deutschen Mahner mit Gewalt zu entledigen, und zwar durch Johann Casimirs eigenen Schwager, den Sachsenherzog Johann Wilhelm; dieser strenglutherische Fürst hatte, zur grossen Betrübniss Friedrichs, als königlicher Pensionär einige tausend Reiter gegen die Hugenotten aufgebracht, war aber zu spät gekommen, um vor dem Frieden eingreifen zu können. Er machte mit seiner Gemahlin, der Schwester Johann Casimirs, persönlich in Paris die Aufwartung und brannte vor Begierde gegen den calvinistischen Schwager zu marschiren. Johann Casimirs Armee, von den Hugenotten verlassen und selbst bereits in halber Auflösung, wäre bei einem Zusammenstoss mit frischen Streitkräften wahrscheinlich übel weggekommen. Doch blieb dem deutschen Protestantismus die Schmach eines solchen Bruderkampfs auf fremdem Boden erspart; man scheint am Hofe dem protestantischen Verbündeten Johann Wilhelm doch nicht recht getraut zu haben.²⁾ Gegen Ende Mai wurde Frankreich ohne Gewalt die unbequemen Gäste los, deren Rückkehr dafür im Reich nicht geringe Besorgniss erweckte. Aber die Trennung der gefürchteten Truppen ging unter den Augen der kaiserlichen Commissarien ordnungsgemäss vor sich und ein Teil des pfälzischen Volks wurde gleich von Oranien in Empfang genommen, während manche von den sächsischen Reitern sich unter Alba's Fahnen stellten.³⁾

Der französische Bevollmächtigte Castelnau rühmt sich, er habe den Pfalzgrafen durch die Zusage eines stattlichen Geldgeschenks zum friedlichen Abzug veranlasst. Dies klingt unwahrscheinlich, dagegen hat Johann Casimir in seinem Unmut über die Hugenotten

1) Kl. II, 1046 ff.; Lang. Arc. I, 40; 52. Caspar von Schomberg, ein Deutscher in kgl. Diensten, der nachmals zu hohen Ehren kam und in den deutsch-französischen Beziehungen eine sehr wichtige Rolle spielte, verbreitete damals, er sei vom Kf. August beauftragt, dem König jeden Frieden mit den Rebellen zu widerraten und 4000 sächsische Reiter anzubieten (Joh. Casimir an Kf. August, Nintri, 5. Febr. 1568, Ma. 544/7 f. 32. Conc.)

2) Mémoires de Castelnau VI. 10. 11; Discours merveilleux de Cath. de Méd. (bei de l'Estoile, Journal de Henri III, II, 353). Johann Casimirs Bedenken gegen die Erneuerung der Feindseligkeiten in einem Schr. an seine Obersten vom 16. Mai (Ma. 544/7 f. 120).

3) Kl. II, 219 ff.; Prinsterer I. 3, 205; 235 (zeigt, dass auch von Johann Wilhelms Leuten manche sich den Niederländern anschlossen); 243; Coleccion de docum. XXXVII, 253; 256, 269 ff.

dem König einmal versichert, er werde sich künftig durch die schönen Worte dieser Leute nicht mehr bereden und einnehmen lassen. Er war sich in der letzten Zeit wie verraten und verkauft vorgekommen; dem Prinzen von Condé führte er wiederholt zu Gemüt, „wie übel wir zu dieser unserer ersten Ausfahrt empfangen und wie uns unsere treuen Dienste vergolten worden sind, welches wir dem lieben Gott befehlen.“¹⁾ Zu diesen bitteren Erfahrungen des ehrgeizigen jungen Fürsten kam sehr bald die Erkenntnis, dass der kaum errungene Friede unmöglich von Dauer sein könne. Trotzdem war der Verlauf und Ausgang des Unternehmens wenigstens für die Stellung der Pfälzer im Reich nicht bedeutungslos.

Wenn Kurfürst Friedrich den Abschluss des Friedens mit Jubel begrüßte, so hatte er dazu alle Ursache. Das Spiel war für ihn gefährlicher geworden als er wohl selbst ahnte. Es handelte sich geradezu um seine fürstliche Existenz. Denn abgesehen von der begreiflichen Rachelust der Franzosen herrschte vielfach im Reich und namentlich am Kaiserhof eine sehr bedenkliche Stimmung, die durch die Art und Weise, wie die Pfälzer ihren Kriegszug rechtfertigten, nur verschlimmert würde. Maximilian scheint zu Anfang des Winters wirklich an eine neue Anwendung des Achtverfahrens gedacht zu haben; Albrecht von Baiern, der es wissen konnte, liess eine Andeutung an Christoph von Württemberg gelangen. Kurz darauf machte der Landgraf Wilhelm den Kurprinzen Ludwig aufmerksam, im Fall einer Niederlage Johann Casimirs könnte der

1) Castelnau VI. 11; die Publikation von Castelnau's Correspondenz im Bull. des comités histor. 1851, citirt Mém. de La Huguerye I, 250 A. 1, ist mir leider nicht zugänglich. Joh. Casimir selbst spricht von gegen ihn erhobenen Verdächtigungen, Kl. II, 218. — Die Zusage Joh. Casimir an den König erwähnt das Schr. des Letzteren an den Pfalzgrafen vom 7. und dessen Antwort vom 29. Sept. 1568 (Ma. 284/12 in Uebersetzung) als „nach dem friden getoner verhaissung, uns durch der religionsverwandten schönen gezierten worten nit mer bereden oder einzunehmen zu lassen“. Jedenfalls bezieht sich hierauf ein Artikel in der Instruktion des pfälzischen Rats Dr. Junius, der am 24. Mai 1568 zum König abgefertigt wurde: „Das der alt carens duobos digitis angesucht von wegen der teutschen correspondenz mit regi, wol herzog der sachen nachdenken Durft konig h. [herzog], solt er ihn ersuchen“ (Ma. 544/7 f. 129). — Ueber Joh. Cas. Klagen gegen die Hugenotten vgl. sein Schr. an Condé vom 16. Mai 1568 (ebd. f. 117); Mém. de La Huguerye I, 265; 318.

Kaiser, um einer fremden Occupation der Pfalz zuvorzukommen, sich veranlasst sehen, gegen den Kurfürsten „etwas Aenderung vorzunehmen“, d. h. die pfälzische Kur in andere Hände zu bringen. Der Pfälzerfeind Zasius schrieb damals von den Heidelbergern: „Hoffe zu Gott, sie sollen den Teufel im Glas sehen, ehe denn sie den Christbraten essen.“¹⁾ Dieser Wunsch wurde allerdings nicht erfüllt; auch gingen die Verhandlungen des Kurfürstentags zu Fulda (Januar/Februar 1568) für Pfalz ohne Nachteil vorüber. Der Kaiser schickte sich sogar an, in seinem und des Reichs Namen für die Beilegung der französischen Unruhen einzutreten, und liess durch seine Commissarien den Kurfürsten mitteilen, der Papst stehe tatsächlich im Werk ein Bündniss gegen etwaige Angriffe der „Ultramontanen“ abzuschliessen, ein Unternehmen, das dem Kaiser „zum höchsten entgegen und zuwider“ sei. August von Sachsen bemühte sich ganz besonders einerseits bei Maximilian die Sache Friedrichs und Johann Casimirs zu führen, andererseits den Kurfürsten zu beruhigen, er habe kaiserlicher Ungnade halber nichts zu besorgen; übrigens wollte er selbst, freilich nur im äussersten Notfall, sich zu einem Anlehen an Pfalz verstehen. Denn die Möglichkeit, dass nicht der Kaiser, sondern „andere“ etwas gegen Friedrich im Schilde führten, gab er doch zu.²⁾

In Wahrheit lag die Sache so, dass der Kaiser die Ausführung seiner feindseligen Absichten „anderen“ anzuvertrauen dachte. Sein auserwähltes Werkzeug war diesmal ein Seitenverwandter der Kurlinie, der Pfalzgraf Georg Hans von Veldenz, ein fürstlicher „Praktikant“³⁾ ersten Rangs, dessen Gestalt in allen deutschen und ausserdeutschen Händeln prahlend, drohend und vor Allem bettelnd zum Vorschein kommt. Mit vollem Recht nennt ihn ein hugenottischer Zeitgenosse einen Bankerottirer, der mit dem Geld anderer Leute

1) Vgl. Maximilian an Albrecht von Baiern, 8. Dez. 1567, bei Freyberg, Sammlung histor. Schriften und Urkk. IV, 177/8; Kl. II, 132 A. 1; 153; Zasius an Albrecht von Baiern, 15. Dez. 1567 (Ma. 228/12). Im Jan. 1568 hiess es am französ. Hof, Pfalz sei bereits in die Acht getan worden (Mém. de Condé I, 191).

2) Wenn Kl. Fr. p. 326 sagt, August habe auf Friedrichs Bitte um Geld und Truppen eine verbindlich ablehnende Antwort gegeben, so ist dies nicht ganz genau. Denn Kf. August erklärte sich gegen den pfälzischen Gesandten allerdings zu einem Anlehen für den Notfall bereit, wenn auch nicht bis zu dem von Pfalz nachgesuchten Betrag; Friedrich dankt am 26. März ausdrücklich wegen „des uff den notfall bewilligten fürleihens“ (Kl. II, 206; 208/9).

sein Geschäft von vorn anfangen möchte. Dabei entwickelte er ebensoviel Erfindungsgabe als Gewissenlosigkeit; keine Partei blieb von seinen Anträgen verschont und es verschlug ihm wenig, ob man ihn als Feldherrn zu Land oder zur See, als Diplomaten oder als Spion oder als mechanischen und wirtschaftlichen Tausendkünstler verwerten wollte. Da er nun mit seinen wunderlichen Einfällen und seiner originellen Grobheit zwar ein gewisses Narrenrecht genoss, aber geringe materielle Erfolge erzielte, fühlte er sich Zeit seines Lebens als verkanntes Genie. Während er über der Umgestaltung von Deutschland und von ganz Europa brütete, rückten die „goldenen Berge“, die ihm bald hier bald dort zu winken schienen, niemals näher. Mit grosser Naivetät gesteht er einmal dem Kaiser Rudolf II, die hauptsächliche Triebfeder sei bei ihm die Sorge für seine zahlreiche Familie. „Um mich wärs ein Schlechtes, aber so viel liebe Kinder vor Augen sehen bewegt ein Vaterherz!“¹⁾

Nachdem der unruhige Fürst vergebens gehofft hatte, durch seine Verbindung mit einer Tochter Gustav Wasa's und vermittelt der schwedisch-dänischen Händel emporzukommen,²⁾ wandte er sich der französischen Regierung zu, von der er seit 1564 Pension bezog. Für den Hugenottenkrieg hatte er sich bereits mit einem stattlichen Kriegsvolk gefasst gemacht, aber der Hof zog es vor Johann Wilhelms Dienste in erster Linie zu gebrauchen. Der gekränkte Pfalzgraf suchte in Paris durch die Drohung, anderweitige Verbindungen einzugehen, wenigstens seine Pension herauszuschlagen; Frankreich, liess er sagen, werde sich doch einen so mächtigen Fürsten wie ihn nicht zum Feind machen wollen!³⁾ Seine Truppen aber sollten um jeden Preis an den Mann gebracht werden und er bot sie, um sicher zu gehen, gleichzeitig vier Parteien an. Bei der Königin von England, wo er wie auch beim Prinzen von Oranien

1) Am Eingehendsten ist der sonderbare Fürst behandelt in Moser's Patriot. Archiv XII, 3—172: „Fragmente von dem Leben, Schicksaalen, Abentheuren und Ende Herzog Georg Hansens, Pf. zu Veldenz.“ Viele noch nicht verwertete Materialien für seine Geschichte im Stuttgarter Archiv; eine vereinzelt Mitteilung aus Mc. bei Schlichtegroll, Herzog Wolfgang p. 142/3.

2) Vgl. namentlich Papiers de Granvelle IX passim; Archiv für sächs. Gesch. V, 36; 38; 46; Ortloff II, 358 A. 3.

3) Werbung bei K. Katharina von Medici im Namen des Pfalzgrafen Georg Hans, 6. Febr. 1568 (Pb. fonds français 15918); er sagt u. a., „qu'il s' avoit mis en la penssion d'amitié depuis quatre ans avec le roy, non pas pour l'argent, mais pour une alliance et secours.“

gar nichts erreichte, wagte er sich damit zu brüsten, er habe die antiprotestantischen Absichten der französischen Regierung erkannt und ihr deshalb seine Dienste verweigert.¹⁾ Aber im nämlichen Augenblick setzte er in Wien alle Hebel in Bewegung, um sich dem Kaiser oder auch dem Herzog von Alba zu verkaufen, und zwar zu einem Ueberfall gegen Kurpfalz. Damit glaubte Georg Hans nur für sein gutes Recht in die Schranken zu treten, denn er erkannte den während seiner Minderjährigkeit abgeschlossenen Heidelberger Successionsvertrag von 1553 nicht an und beanspruchte von Kurpfalz die Herausgabe des vierten Teils der Ottheinrich'schen Verlassenschaft.²⁾ Bis 1. April 1568 sollten 80 Fähnlein Knechte und etwa 4000 Reiter im Feld stehen und die „Züchtigung“ Friedrichs ohne Beschädigung der übrigen Reichsstände unter kaiserlichem und spanischem Schutz vollstrecken. Wirklich erklärte Maximilian dem veldenzischen Abgesandten, es würde ihn nicht verdriessen und er wolle durch die Finger sehen. Der Gesandte verfügte sich von Wien aus zu Alba, gut empfohlen vom Kaiser und vom spanischen Gesandten; die Werbungen wurden eifrig betrieben, ihr wahres Ziel hinter den verschiedensten Gerüchten verborgen.³⁾

Wie ahnungslos Friedrich war, beweist die Kühnheit, womit er eben damals Spanien noch besonders herausforderte. Er belegte eine Anzahl genuesischer Waarenballen mit Beschlag, welche fremde meist spanische Silbermünzen enthielten und nach den Niederlanden unterwegs waren. Die Sache machte grosses Aufsehen und Spanien, auf das Lebhafteste vom Kaiser unterstützt, drang auf Herausgabe. Friedrich aber, der von Anfang an einen Zusammenhang mit den päpstlichen Praktiken voraussetzte, weigerte sich standhaft; er be-

1) Calendar of State Papers 1566—68 p. 421/3; Prinsterer I. 3, 172 ff.; 190 ff.

2) Vgl. z. B. Struvius, Formula successione ser. domus Palatinae (Mannheimer Ausgabe mit Anmerkungen) p. 135 ff.

3) Chantonay, span. Gesandter in Wien, an Alba 18. 21. Febr. 1568 (Coleccion XXXVII, 130 ff.; das „miraria por entre los dos“ p. 130 wohl Druckfehler für: „dedos“!); zuerst verwertet von Kl. Fr. p. 327, wo aber das Scheitern des Plans nicht ganz richtig erklärt wird; von einer edleren Regung, die G. H. abgehalten hätte, kann nicht die Rede sein; s. unten. Eine Zeitung vom 24. März (Ma. 229/10 f. 186) berichtet, dass G. H. 100 Fähnlein wirbt, nach seiner Angabe teils für Schweden, teils für Polen. Vgl. auch Zasius an Baiern, Wien 13. Mai (ebd. 229/1), der das Vorhaben des Pfalzgrafen gegen Heidelberg „visierlich und artlich, auch nit so gar böss“ nennt.

rief sich dabei auf die Reichsconstitutionen über den Import und die betrügerische Unprägung fremder Münzsorten.¹⁾ Alba liess dem Kaiser mitteilen, er müsse von jedem unmittelbaren Verkehr mit dem Kurfürsten absehen, der gegen Spanien eine unverkennbar feindselige Haltung beobachte. Trotzdem ging er auf die Anträge des Veldenzers nicht ein, obwohl ihm Maximilian den „trefflich gesinnten Fürsten“ wiederholt ans Herz legte und der Wiener Hof noch im Mai den Gedanken eines Angriffs auf Kurpfalz nicht aufgeben wollte. Aber als entscheidendes Hinderniss war, wie der spanische Gesandte klagt, „dieser verfluchte französische Friede“ dazwischengekommen. Allmählich regte sich da und dort begründeter Verdacht gegen den Pfalzgrafen, der seine Rüstungen immer noch nicht einstellte; vom Prinzen von Oranien, vom Pfalzgrafen Wolfgang liefen ernste Warnungsschreiben ein. Der Letztere, der vor einem Jahr selbst ganz gleiche Pläne gehegt hatte, führte jetzt seinem Vetter zu Gemüt, wie unrühmlich er sich durch ein solches Unternehmen „gegen unserem lieben Gott und dem Vaterland vergessen und vergreifen“ würde. Und Georg Hans hatte die Stirn, in seiner Antwort an Oranien einen Angriff auf die wahre Religion und auf Stände des heiligen Reichs als ein „abscheuliches Werk“ zu brandmarken und zu versichern, dass ihm „auch solches bis hieher nicht zugemutet worden.“²⁾

Der Kaiser selbst, der seine üble Gesinnung gegen Friedrich keineswegs aufgab, musste doch die veränderte Lage begreifen. Uebrigens stand er bereits auf gespanntem Fuss mit dem einseitigen Reaktionssystem Alba's, das er aus politischen Gründen entschieden missbilligte.³⁾ Dagegen beschwerte sich der spanische Gesandte in Wien ganz offen über Maximilians allzugrosse Rücksicht auf die deutschen Fürsten; ja, er wagte im Auftrag Alba's zu bemerken, Spanien könnte, um den Reichsfürsten ihr Interesse für die Niederlande auszutreiben, jeden Augenblick den Ausbruch einer deutschen Adelsrevolution gegen Sachsen, Kurpfalz und andere Stände veranlassen; nur dem Kaiser zulieb habe man bisher dieses Mittel nicht

1) Vgl. Kl. II, 189 ff. und Colleccion XXXVII, 177; 202 u. s. w.; über ein Gerücht, Friedrich habe den Kaufleuten die Hälfte des Gelds zurückgegeben, XXXVII, 212 (Okt 1569).

2) Chantonay an Alba, 8. 13. 16. Mai 1568 (Colleccion XXXVII, 224; 228; 232/3); ferner Prinsterer I. 3, 254 ff.; 261 ff.; Zasius a. a. O.

3) Ritter im Arch. f. sächs. Gesch. N. F. V, 337 ff., wo statt der gewöhnlichen Phrasen von Maximilians Edelmut die wirklichen Motive seiner niederländischen Politik beleuchtet werden.

angewendet, wozu man aber vielleicht genötigt werden dürfte. Solche Drohungen steigerten vollends die Befürchtungen des Kaisers vor einer grossen Unruhe im Reich und den Wunsch, keine Partei zum Aeussersten zu treiben. Noch im Sommer 1568 machte ihm der Nuntius den Vorschlag, Friedrich mit Hülfe Roms, Spaniens und Frankreichs abzusetzen und die pfälzische Kur auf einen seiner eigenen Söhne oder auf Baiern zu übertragen. Aber der Kaiser wollte von einer so „kitzlichen“ Sache nichts mehr wissen. Obwohl er, wie der spanische Gesandte berichtet, bereitwillig zugab, dass Friedrich die schwerste Strafe, selbst den Verlust der Kurwürde reichlich verdient habe, war er doch eben so fest überzeugt, dass schon die leiseste Andeutung einer solchen Exekution sofort nicht nur die Freunde, sondern auch die Feinde des Pfälzers zu geschlossener Verteidigung der ständischen Freiheit um denselben schaaren würde.¹⁾

Mit vollem Recht schrieb ein gewiegter protestantischer Politiker nach dem Frieden von Longjumeau: „Casimirs Zug hat die Stellung seines Vaters befestigt; die, welche ihn vorher aufs Schnödeste behandelten, suchen jetzt seine Freundschaft.“ Man hatte gesehen, dass die Heidelberger nicht nur die Bibel citiren, sondern auch Reiter und Landsknechte ins Feld stellen konnten; das imponirte doch der herrschenden Unentschlossenheit vielleicht mehr als sie es zugeben wollte. Selbst der alte Gegner Wolfgang scheint sich damals mit dem Kurfürsten versöhnt zu haben.²⁾ Aber von höchster Bedeutung für Friedrich und für den deutschen Protestantismus überhaupt war jene Annäherung Kursachsens, die schon während des Feldzugs bemerkbar sich jetzt zu einem förmlichen Bund der zwei ersten evangelischen Fürstenhäuser gestaltete.

1) Chantonay an Alba, 7. 10. Febr., 13. Mai, 12. Juni 1568 (Colecion a. a. O. 111 ff.; 121; 227; 268).

2) Im Winter 1567 war Wolfgang noch von Alba aufgeboden worden; vgl. Alba an K. Philipp, 6. Nov. 1567 (Gachard, *Corresp. de Philippe I*, 597; vgl. *Cal. of St. P.* 1566—68 p. 372). Am 13. März 1568 schreibt Languet, W. habe seine spanische Pension aufgekündigt, am 5. April, er glaube, W. habe sich mit Kf. Friedrich versöhnt (*Arc. I*, 59; 62).